

(Rauchrod verboten.)

191

Proletarier.

Von Christen Bundgaard.

Nicht ohne Zärtlichkeit blickte er auf Stine, die indessen steif und unbeweglich stand, und die es sich nicht gerade merken ließ, daß sie sich aus einem zärtlichen Herzen heraus für den Geliebten aufgeopfert hatte.

Sie war offenbar schlechter Laune; aber der Sonntagsstaat, in den sie sich geworfen hatte, war auch schlimm vom Regen mitgenommen worden.

Ihr Gut war dermaßen aufgeweicht, daß ihr die Gänsefedern um die Ohren wehten, und von dem hochroten Bande träufelte das Wasser wie Blut über ihre runden sommerprossigen Wangen. Das Kleid hatte sie hoch aufgesteckt, und den kurzen rotgestreiften Unterrock hielt sie mit steifen Armen von sich ab, daß man ein großes Stück der dicken pfahlartigen Beine sehen konnte, die in ein Paar schlammigen Schuhen steckten.

„Ihr könnt ja dann die Stelle drüben kriegen, wenn ihr alle Beide melken wollt“, sagte der Vermieter. „Dann könnt ihr heute mit dem Abendzuge losfahren. Aber wo sind eure Sachen? Könnt ihr die herauskriegen?“

„Ja, er hat doch alles miteinander rausgeschmissen, meine Standfliste und Stines Kommode, und nu regnet es doch ein.“

Aber jetzt kam Leben in Stine.

„Ja, und all mein bestes Zeug, wird alles verdorben“, erklärte sie mit sinker Zunge. „Und von der Kommode ist der Rücken losgegangen, und Hemden un Hosen un alles liegt un versaut mir im Dreck — und die Kindersachen, die ich geschenkt gekriegt habe, weil ich bald was Kleines kriegen — Der Verwalter, der Satan! und die Frau, das Schweinefuder, die Sau! Sie gibt ihren Leuten das reine Schweinefutter, un die Knechtsbetten kann man gar nich machen, so voller Läuse un Krätze un Hundemist sind sie! und die Köchin ist venerisch — — Pfui Diewel, so 'ne Sure! Da soll der Knudud bleiben!“

Zens meinte, das sei des Verwalters Schuld; denn der wäre nun mal ein Satan. Stine war am wütendsten auf die Frau. Und der Vermieter, der artig und zuvorkommend war, fluchte voll Ueberzeugung: „Ja, das ist, hol' mich der Diewel, eine faule Stelle!“

Es wurde also abgemacht, daß sie noch heute abend reisen müßten, und dann gingen sie.

Stine hob ihre Röcke unanständig in die Höhe, als sie die Türschwelle überschritt, und sie knidte mit ihrem Pfannkuchen von Gut, daß ihr die geknidten Gänsefedern ins Gesicht patzten.

Der Kerl hätte beinahe über seine Holzschuhe einen Purzelbaum geschossen, und setzte sich erst den Gut auf, als er wieder auf der Straße war.

Martin stand noch auf demselben Fleck.

„Ja, nu kann ich Ihnen da eine Stelle schaffen, wo die beiden dergelommen sind. Die Stelle ist gar nicht so schlecht!“

Martin fuhr erschreckt zusammen.

„Nein . . . nein — ich glaube, ich möchte was anderes versuchen“ — und er machte, daß er hinauskam.

Dann hatte er sich hinter die Gärten und auf das Feld hinausgeschlichen, wie ein hungriger Hund, der nach Abfall umher schnüffelt. Aber da war kein Abfall, den ein Mensch in den Mund stecken konnte — es war kaum ein wenig trinkbares Wasser aufzutreiben.

In derselben Nacht ging er nordwärts. Er ging, solange er die Hand vor Augen sehen und solange er die Krüze rühren konnte. Tag und Nacht ging er, und seine Natur nahm allmählich etwas Wildes an, daß die scharfen Nüben ihm gut zu bekommen begannen.

Ein Stück trockenes Brot, das er übrig hatte und mit dem er Daus gehalten, indem er einen Bissen morgens und einen Bissen nachmittags nahm, erschien ihm jetzt fast unvertaulich und als Futter für eine ihm unbekannte Tiergattung. Seine menschliche Stimme verlor er immer mehr, und sein Gang verwandelte sich manchmal in eine Art Hüpfen.

7.

Eines Morgens vor Tag kam Martin auf seiner einsamen Wanderung an einer Kriesgrube vorüber. Rings um

die Grube wuchs großer breitblättriger Ampfer. Eine alte dicke Kröte saß auf dem Grabenrande und gähnte, und auf einem taufeuchten Blatte schaukelte sich eine Lerche und sang aus voller Kehle.

Martin ging näher und sah der Sängerin nach, als sie plötzlich aufgeschreckt in die Höhe flatterte. Im Ampfer hatte sich etwas bewegt.

Und unversehens kam ein Menschenkopf zum Vorschein, dessen Augen ihn voll Erstaunen anstarrten. Martin stützte. Es war das erste Mal, daß er auf dieser Ebene seinesgleichen begegnete.

„Guten Morgen“, sagte er.

„Mor'n!“

Die ganze Gestalt kam allmählich auf die Beine, und nachdem der Mann ein wenig gestanden und an einem großen Saß gehoben hatte, warf er diesen auf den Rücken und kam zu Martin hinunter.

„Mor'n, Kamerad. So früh auf den Beinen? Wo hast Du die Nacht geschlafen?“

Martin stand und stotterte.

„Ich habe hier im Ampfer geschlafen“, fuhr der andere fort. „Das war, hol' mich der un jener, eine Lust! Oh, wie schön ich geträumt habe von Paradies un Engeln un dem Wädel und der Flasche! Hallelujah, wie gut ist der liebe Gott! Aber was ich sagen wollte — hast Du einen Schnaps?“

„Nicht? Dann spendiere ich einen. Bitte, 'n kleiner Morgenbitter . . .“

Das durchlief ihm wärmend den Körper wie ein Strom völlig neuen Lebens. — Der andere, der stand und mit den Zähnen klapperte, ergriff dann die Flasche, sperrte einen großen Schlund in seinem blaufrorenen Gesicht auf und goß einen großen Schluck in den Rachen. — „Ja, man kann, weiß Gott, nich ohne Brantwein leben, besonders auf der Reise.“

„So, Sie sind auch auf der Reise?“, fragte Martin.

„Ja, das heißt also . . . Ich reise für die Apotheke. Ich sammle Klettenwurzeln. Mein alter Vater macht mit, aber er ist in einer Stadt weiter drüben nach der Richtung. Ich hab' keine Ahnung, wie er sich heute nacht eingerichtet hat. Wir waren im Frühjahr auch hier draußen. Da lagen wir drüben in der Kriesgrube in einer Nacht. Es gab noch keinen Ampfer . . . und es froh . . . und als wir des Morgens aufwachten, waren wir kreideweiß vor Reif. Wohin geht übrigens die Reise?“

„Ich habe gedacht . . . nach Kolding . . . Ich habe keine Arbeit . . .“

„Das ist weiter nicht schlimm“, lachte der gemüthliche Reisende. „Arbeit ist doch das letzte, womit man sich abgibt!“

Martin bemerkte so etwas wie, man müsse doch wegen des Essens . . .

„Nee . . . sieh mal . . . wekkt Du was. Der Diewel mag laufen un sich bucklig schleppen! Nu zum Beispiel ich, Ich bin wahrhaftigen Gott Maler gewesen. Ich habe auf Schloß Frederiksberg gemalt. So 'ne feine Arbeit wie ich hat keiner geliefert. Hol's der Knudud! Ich hab' ein Weibstück un drei Rangen, für die ich Kressen schaffen muß, verstehst Du! Sieh mal. Ich sammle Klettenwurzeln, un finde ich 'n Knochen oder 'n Stück Hinntopf oder 'n Stück altes Eisen oder 'n alten Saß auf'm Mist . . . na, wer sieht da so genau hin!“ Er blinzelte pfiffig. „Das heißt, sie sind auch schmierig genug, die Bauern. Aber mir ist's gleich!“

„Ist wahr“, unterbrach er sich, „wir müssen 'n Tropfen haben, sonst merken wir nich, daß wir leben! Willst Du nich?“ — Ja, ja!“

Er warf den Saß über den Nacken und begann zu gehen. „Wollen wir zusammen gehen? — Arbeiten — hä. Ja, das sagte der auch, der dicke verbissene Bauer, dem ich neulich drinnen Bürsten verkaufen wollte. „Arbeiten solltet ihr“, sagte er . . . aber ihr wollt Euch lieber herumtreiben. Ja, das glaub' der Teufel, gutwillig läßt sich doch keiner zum Padejel machen! Und siehst Du! Ob man arbeitet oder nich arbeitet, es kommt ja doch schließlich auf eines heraus.“

Nun will ich Dir was erzählen, wie ich Dir vorhin gesagt habe, ich bin Malergeselle gewesen. Und damals war ich verheiratet, und es war in einer Dachkammer in Kopenhagen in dem Winter, als es keine Arbeit gab, und wir mußten alle unsere Möbel zu Geld machen, un konnten den Ofen nich

mehr heizen . . . un ich hatte zwei Kinder mit ihr . . . Die hättest Du sehen sollen . . . zwei ganz süße Mädels!

Aber ich konnte sie ja nicht bei lebendigem Leibe halten, wirklich nicht, un wenn ich bis zum Deumelholen gerackert hätte . . . und da macht sich die Frau an die Mission 'ran, un ich hummelte, un kam eines Tages für ein Weilchen ins Armenhaus, weißt Du. Un wie ich denn rauskomme, is alles in schönste Ordnung gebracht . . . Die Frau is von dem Missionsquatsch verrückt geworden un in die Anstalt gekommen. Da is sie nun schon im zwölften Jahre.

Und die Mädels, die sind ja beide am Typhus gestorben. Die beiden kleinen Dinger, die mußten in den Kirchhof herunter. . . . Da kannst Du Gift drauf nehmen . . . das hat mir weh getan . . .

„Ja, es ist ein verdammtes Leben!“ rief Martin. „Es sollte

„Ja, gewiß is es verflucht“, unterbrach ihn der andere. „Aber sieh mal, dabei is nu nichts zu machen. Seitdem bin ich nun so herumgetorkelt wie es sich eben gemacht hat. . . .

Da kannst Du Gift drauf nehmen, daß Du mit einem echten Landstreicher sprichst . . . einem echten Landstreicher! Es gibt keinen Winkel in Dänemark, den ich nicht kenne . . . es gibt kein Arreestloch, in dem ich nicht geseßen hätte! Weißt Du. Ich könnte Dir Geschichten erzählen! Wie nu einmal, so vor fünf, sechs Jahren, als ich mit einem Weibskind reiste . . . es war drüben auf Seeland, un es war Winter mit Frost un Kälte. Das war keine leichte Zeit, un die Polizei war hinter uns her! Ich mußte mir oft die Strümpfe ausziehen, un das Madel durch das Wasser zu tragen, un das Eis schnitt mir in die bloßen Beine, daß sie bluteten. Un nachts, un nicht ganz zu erfrieren, steckte ich die Beine unter ihre Röcke, un denn schnürten wir die Röcke mit Strumpfbändern zusammen.

Aber in Korfór erwischten sie uns. Da hatte sich die Beze besoffen un machte Skandal! Es war 'ne Zuchthausgeschichte! Siehst Du, so geht's . . . hier in der Welt. . . . Versuch Du Dir's im Leben, wie ich's mir versucht habe . . . dann kannst Du sagen, Du hast mitgemacht!“

Und während Martin mit diesem elenden Bummler den Weg entlang ging, wurde es ihm klar, daß er sich's im Leben versuchen mußte.

Er mußte sich versuchen, wie jene, die auf den Abfallhaufen sich Nahrung suchten. Ob er nicht auch Klettenwurzeln sammeln konnte? Nein, auch in dem Fach war wohl die Konkurrenz zu groß! Selbst gegenüber diesem Individuum da war er der geringste: er war der geringste auf Gottes Erde!

Der Andere konnte es sich sogar leisten, sich ihm gegenüber mildtätig zu erweisen. — Er reichte ihm die Flasche.

„Profit, un der Deumel hol das Gangel! Trink, das hält einen bei Humor! So lange es noch Branntwein in der Welt gibt, so lange wird sie schon bestehen! Na, ich muß hier einbiegen. Adieu, un glückliche Reise!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Berliner politische Karikatur im Jahre 1848.

1.

Das Jahr 1848 ist das eigenliche Geburtsjahr der politischen Satire in Deutschland. Das Jahr 1848 brachte Deutschland die ersten politisch-satirischen Wipblätter un zum erstenmal eine wirkliche politische Karikatur größeren Stiles.

Aber so jäh un scheinbar unvermittelt auch die zahlreichen satirischen Blätter nach den Märztagen überall über die Straßen flatterten un in allen Kneipen un Versammlungen von Hand zu Hand gingen — es war, wie jede andere Erscheinung der politischen Kämpfe jener Tage, nur das folgerichtige Ausblühen einer vorhergegangenen eifrigen Ausfaat un Vorbereitung. Es ist eine absolut feststehende historische Tatsache, die im Wesen der geschichtlichen Entwicklung bedingt ist, daß immer, wenn Wendepunkte in der Geschichte sich vorbereiten, sich stets auch ein heftiger Drang zur Satire entwickelt. Wo die Mauern, mit denen das freie Wort eingegrenzt ist, auch nur die kleinste Lücke lassen, drängt sie sich hindurch, un jäh alles zu überwuchern, sowie die Mauern gänzlich niedergeworfen werden. Je tiefgehender un einschneidender eine sich vollziehende Umwälzung ist, un so großartiger ist stets auch die allgemeine Expansion des satirischen Geistes.

Aus diesem Grund spielte die politische Satire, in gereimter Form, in Prosa, als gezeichnete Karikatur, auch in Deutschland

im Jahre 1848 eine ganz außerordentlich große Rolle, un darum begegnen wir weiter auch schon vom Beginn der vierziger Jahre an überall ernstlichen Versuchen, die Satire wachzurufen un in den Dienst der Tageskämpfe zu stellen. Das gilt von Deutschland in seiner Gesamtheit un es gilt im besondern von Berlin.

Den ersten nennenswerten Dokumenten des satirischen Geistes begegnet man in Berlin am Beginn der 40er Jahre. Um diese Zeit hatte der Kampf um die Pressefreiheit energischer Formen angenommen, un da Friedrich Wilhelm IV., dem die zensurierten Zeitungen wohl selbst sehr langweilig vorkamen, die romantische Anwandlung hatte, er könne ein freies Wort vertragen, so kam es zu einer Milderung der Zensurvorschriften für die Presse un betreffs der Karikaturen zu einer Aufhebung der Zensur überhaupt. Der mächtig drängende Geist der Zeit hatte dies sofort genützt un die politische Karikatur erschien alsbald gestieft un gesponnt auf dem Plan — zum Kampfe gegen den romantischen Friedrich Wilhelm IV., in dem der Fortschritt mit Recht seinen grimmigsten Feind unter den deutschen Fürsten sah.

Der schlagfertige Berliner Volkswitz hatte natürlich nicht erst auf diesen Augenblick gewartet, er hatte sich der Person Friedrich Wilhelms IV. schon viel früher bemächtigt. Er war, wie immer, die erste Form der satirischen Betätigung des Volksgewissens gewesen, un er hatte sich daher gleich am ersten Tage eingestellt, an dem das Widerspruchsvolle in der Denk- un Betätigungsart des Königs als vorherrschendes Merkmal der Allgemeinheit offenbar wurde. Der König hatte ihn herausgefordert; seine Art, auch nicht das geringste seiner Talentchen zu verheimlichen, sie vielmehr bei jeder sich bietenden Gelegenheit in Parade vorzuführen, war für den Volkswitz eine ständige Herausforderung — un eine sehr gefährliche sogar, weil sie eben von dem mitunter geradezu genialen Volkswitz des Berliners angenommen wurde. Im Jahre 1841 turbierte bereits folgende Pasquinade in Berlin: Zwei Bürger betrachteten vor einem Silberladen das Bild des vorigen un des jetzigen Königs. „Zwei selige Könige!“ sagte der eine. — „Was soll das heißen?“ fragte der andere. — „Ei, nun,“ versetzte der erste, „jener ist der Hochselige, un der ist der Nedselige.“ Im Dezember desselben Jahres machte die folgende Posheit die Runde: „Es spule in Sanssouci, ja, es sei ganz gewiß, Friedrich II. gehe dort ohne Kopf umher!“ usw. usw.; jede Woche ein neuer Schläger! Wärmender Humor verführte hier nicht, alles war wichtig, kalt, schneidend, der Verstand war am Werke.

Im selben Geiste bewegte sich die Karikatur, als sie auf den Plan trat. Die Zahl der Blätter, die nach der Aufhebung der Silberzensur im Jahre 1841 in relativ rascher Folge erschienen, war für die damalige Zeit keine geringe un, was das Wichtigste ist, gar manche Bravourleistung war darunter. Einer derer, denen man neben dem redseligen König am heftigsten un gleich von Anfang an au, den Leib rückte, war sein Minister Eichhorn. Man sah ihn als Eichhörnchen, „die taube Ruß des christlichen Staates“ aufknaden, un in eben solcher Gestalt an den Zeitungen nagen. Als Herwegh seinen ungeschickten Brief an den König geschrieben hatte, in dem er nachträglich den Marquis Rosa spielen wollte, da erschienen ebenfalls Karikaturen auf ihn, die den Nagel ziemlich auf den Kopf trafen. Eines der tüchtigsten Blätter dieser Zeit ist der Wirkung entsprungen, die Herweghs Brief erzeugt hatte. Dieser hatte nämlich, wie bekannt, dem König die willkommene Gelegenheit geboten, von den schlüpfrigen Pfaden des Liberalismus, die er mit einem Fußge wandelt hatte, auf den soliden Weg altbewährter Reaktion zurückzukehren. Die milden Zensurvorschriften für die Presse wurden wieder aufgehoben, un in Verfolge davon vor allem die „Rheinische Zeitung“, das kräftigste Organ der liberalen Opposition, verboten. Der damals noch nicht beim Sozialismus angelangte Karl Marx war bekanntlich ihr führender Leiter gewesen. Dieses Verbot hatte dem Karikaturisten den Stoff zu einer ausgezeichneten Karikatur geliefert: Als einen modernen Prometheus, zu dessen Füßen die ihres Organes beraubten rheinischen Städte jammern, zeichnet der Künstler Karl Marx; aber statt an den Felsen ist Marx an die Druckerpresse gekettet. Der Adler, der ihm die Leber aushackt, ist der preussische, gefandt von dem Minister Eichhorn, der in unerreichbaren Wolkeshöhen auf dem preussischen Throne sitzt. Aber so gut dies Blatt an sich ist, so ist es doch noch von einem anderen übertroffen worden, das unstrittig die beste satirische Schöpfung der Zeit darstellt, nämlich die Karikatur: „Wie einer immer daneben tritt.“ Von allen satirischen Angriffen gegen Friedrich Wilhelm IV. ist dies ohne Frage der kühnste. Friedrich Wilhelm IV. ins Affenhafte karikiert, sucht, die Selbstsuche in der Hand schwingend, im Garten von Sanssouci in die Hutstapfen des ihm vorangehenden Friedrich II. zu treten, aber der selbstbegeisterte Nachtreter tritt regelmäßig daneben. Der Witz ist einfach, aber ebenso schlagend, ein Denkstein in der Geschichte der politischen Karikatur. Dieses Blatt hat aber auch noch in anderer Hinsicht dauernde Bedeutung für die Geschichte der Karikatur erlangt. Wie Herweghs Brief die willkommene Gelegenheit zur Aufhebung der günstigen Zensurvorschriften für die Presse wurde, so diese Karikatur die direkte Ursache der Wiedereinführung der Silberzensur — hier hörte die Romantik auf. Friedrich Wilhelm IV. fand, daß durch Verbote am einfachsten der Gegner in der Distinktion zu schlagen war. Nun war die politische Karikatur hinfert wieder unmöglich in Preußen. Aber war dieser Schlag auch in Preußen nicht zu parieren, so ist doch in einer aufsteigenden Periode, un in dieser befand sich eben damals das deutsche Bürgertum, die völlige Ver-

nichtung der politischen Karikatur ein Ding der Unmöglichkeit. Als die politische Karikatur in Preußen vernichtet war, ergriff sie in den anderen deutschen Städten um so häufiger und um so vernünftlicher das Wort, besonders in Leipzig und Frankfurt a. M.

Aber auch die Berliner Karikatur sollte bald von neuem wieder auferstehen. Als das Jahr 1848 in die Geschichte eintrat, da meldete sie sich sofort als legitimes Kind der Zeit, das das Recht beansprucht, so deutlich wie möglich seine Meinung zu den Dingen zu sagen. Und von diesem Rechte machte sie einen Gebrauch, wie es niemals zuvor in der Geschichte Deutschlands der Fall gewesen war. Sie gab Eigenes in reicher, unendlicher Fülle und ließ ihren Stift ebenso eifrig dem Berliner Gassenwitz. Dieser hatte natürlich niemals ausgezweifelt, höchstens, daß man seine Bosheiten bis zum Morgen des 18. März nur verstoßen von Ohr zu Ohr tuschelte. Nachdem aber das Volk über den Absolutismus gesiegt hatte, da wanderte die Satire offen von Mund zu Mund, von Hand zu Hand, und jeder wurde ein Lecker und unternehmender Mitarbeiter. Als das Manifest „An meine lieben Berliner“ am Morgen des 19. März erschien, da wandelte es der Gassenwitz schon in derselben Stunde zur heißesten Satire auf Friedrich Wilhelm IV. um. In einem Brunnenpfosten der Breitenstraße war ein von den Straßenlampen herrührender Granatpflichter stecken geblieben. Der Gassenwitz wußte nicht besser die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, als daß er darunter — die eben erschienene Proklamation des Königs: „An meine lieben Berliner“ liebt. Ein bössartiger, aber ein treffender Kommentar. Geschichte Zeichner haben diesen Gassenwitz sofort aufgegriffen und durch mehrere Variationen des Blattes „Neue Art eine Konstitution zu geben“, diese Satire zu einer der populärsten in ganz Deutschland gemacht. Die bildliche Darstellung zeigt Friedrich Wilhelm den Vierten in Harlekinstracht, wie er eben eine gegen das Volk gerichtete Kanone loschießt, die in den Brunnen einschlagende Kugel ist umschrieben mit den Worten: „An meine lieben Berliner!“ Aber es ist wohl zu beachten: diese Blätter erschienen, abgesehen von den anonymen, offiziell nicht in Berlin, sondern meist in Hamburg oder Leipzig. Konnte man Friedrich Wilhelm den Vierten nicht vor dem losen Gassenwitz schützen, so doch wenigstens vor solchen Leuten, die es hätten wagen wollen, den Begriff Pressefreiheit nach englischem Muster zu übersetzen. Trotzdem war ganz Berlin von diesen Karikaturen überschwemmt. Dagegen erschienen in Berlin mehrere illustrierte satirische Flugblätter, welche dieselbe Idee in anderer Richtung variierten und es dadurch vermochten, den Namen des Königs zu umgehen. Es sind das meist Verherrlichungen der Revolution, die dem „Granatenbrunnen“, der die personifizierte Revolution wird, in den Mund gelegt sind; die bekannteste die Flugchriften ist das „Sendeschreiben des Granatenbrunnens in Berlin an seine Kollegen, die Brunnen in den Provinzen“. Mit diesen Blättern war die lange Reihe von satirischen Angriffen eröffnet, mit denen ganz Deutschland Friedrich Wilhelm IV. während des tollen Jahres überschüttete.

An was die Karikaturisten allerorten bei ihrer Verspottung Friedrich Wilhelms IV. in erster Linie anknüpften, waren selbstverständlich „seine beiden Seligkeiten: Redseligkeit und Trinkseligkeit“. Besonders die letztere war ein sehr dankbares Motiv und verlockte zu immer neuen Variationen. „Ich werde mich an die Spitze der Bewegung stellen“, hatte der König gesagt. Nun, was das für eine Bewegung ist, an deren Spitze „Champagnerfriske“ sich stellen wird, darüber kann doch kein Zweifel sein, höhnte der Witz und zeichnete Friedrich Wilhelm IV. als personifizierte Champagnerflasche, einem Heer von Schnapsflaschen auf einem Siedenstein vorausreitend; hier kann er Schritt halten, hier wird er voranschreiten! Aber, höhnte der Spott weiter, an die Spitze der eigentlichen großen Kulturbewegung, die mit Siebenmeilenstiefeln ihren Weg zurücklegt, wird er nie kommen, wenn er noch so sehr sich müht — mit Kürassierstiefeln kann man mit dem Zeitgeist nicht Schritt halten, geschweige denn ihm als Begleiter vorangehen. Die Verkündigung des Königs, er werde sich an die Spitze der deutschen Einheits- und Freiheitsbewegung stellen, hat fast die meisten satirischen Zeichner gegen ihn ins Feld geführt. Das ist auch nicht anders denkbar. Lag der klaffende Zwiespalt zwischen den Worten Friedrich Wilhelms IV. und seinen Handlungen auch nicht gleich offen zutage, so genügte doch seine frühere Haltung dem Verfassungsdrängen des preussischen Volkes gegenüber vollauf, um diese Erklärung nicht anders als eine beleidigende Provokation empfinden zu lassen. Diejenigen Karikaturen, welche im Anschluß an den deutsch-dänischen Krieg auf Friedrich Wilhelm IV. erschienen, benützten ebenfalls mit Vorliebe die „Trinkseligkeit“. Mit was wird Friedrich Wilhelm die Dänen bombardieren? Natürlich mit Champagnerpfropfen. Als die Frage der Wahl eines Reichsoberhauptes und die Verleihung der Kaiserwürde in Frankfurt a. M. zur Debatte stand, ging die zweite Lawine von Satiren über Friedrich Wilhelm IV. nieder. Freilich die Frage beschäftigte schon lange vorher die Oeffentlichkeit und hat zahlreiche Blätter für und wider gezeitigt. Daß Friedrich Wilhelm IV. eine Kaiserwürde, die nach Island „mit einem vollen Tropfen demokratischen Oeles“ gefalbt war, seiner ganzen Natur nach nie annehmen konnte, das begriffen die Frankfurter Wollensludensheimer selbst da noch nicht, als Friedrich Wilhelm IV. ihnen den „Reis aus Dreck und Letten“ vor die Füße geworfen hatte. Das war reicher Stoff für die Satire, kein Wunder, daß sie mit allen Händen danach griff.

Das Grab der lieben Seele.

Von Petar Gerasim Kotschitsch.

Autorisierte Uebersetzung von Noda Noda.

Alles verdorrte vor Hitze. Der Himmel indigoblan und wolkelos. Nur dort — weit, weit in den Niederungen — ein blasser, zitternder Sonnenrauch, von glühenden Strahlen durchschossen. Ein schwerer Duft von Reumach und verbrühtem Nadelholz hängt in der Luft und kann, in dem Kerker der Berge gefangen, nicht fallen noch steigen. Es erstickt einen ordentlich.

Dule und ich sitzen vor der Hütte. Die Wachholdersträucher werfen ihre düsteren Schattendreiecke über uns; kaum ein abgedämpftes Lichtbündel lassen sie auf das Unkraut zu unseren Füßen fallen.

„Was, Bruder? Die Schwüle heute!“ stöhnt Dule und listet das veräwigte Hemd von seiner Bärenbrust. Dann nach einer Weile: „Sollte man da glauben, wie kalt es hier zuzeiten sein kann?“

„Kalt sagst Du?“
„Ja, kalt, mein Lieber! Wie viele da im Gebirge so einen Winter über im Schnee zu Grunde geh'n! . . . Hast Du die Gräber auf meiner Wiege geseh'n? . . . Auf 'm Gang?“

„Ja.“
„Lauter Eingeschnitte und Erfrorene! Bei uns hier in den Bergen, — ich sag' Dir, wie verheert: Alles ist grimmig, hart und rauh und roh . . . hier oben; und unten im Tal erst recht. Auch die Menichen. Selten findest Du einen halbwegs Fügigen. Gibts doch Leute, die sich nicht einmal aus den Gerichten viel machen. — Schau dort das neue weiße Kreuz an! Das ist auch das Grab von so Einem! Das Grab der lieben Seele!“

„Lieben Seele?“ Was soll das „lieben Seele“?“
„Was soll das „lieben Seele“!“ leist Dule. „Das ist das Grab der lieben Seele!“ Er erhebt sich und weist mit ausgestrecktem Arm auf einen Sattel zwischen zwei Kluppen, wo ein Dorf durch die Büsche schimmert. „Siehst Du die große Spitze? Und die Reusche (Hütte) drunter? — Das war das Haus der lieben Seele. Frage nur: Jeder wird Dir sagen, wer das war: ein gewisser Mijo, ein alter Zinsbauer.“ Und liebe Seele hat man ihn geheizen, weil er auch jeden so geheizen hat, Freunde und Feinde und Fremde, — zu allen hat er geiaigt: Liebe Seele.

. . . Vor ein paar Jahren kündigt ihm der Grundherr auf einmal den Pachtboden und siedelt darauf irgend einen hergelaufenen Militärgrenzen an. Eh . . . eh . . . was hat das dem armen seligen Mijo angetan! Aber kamst Du was machen? Wenn die Grundherrschast und das Gericht kommen und verlangen, daß er gehen muß? Er hat keine Leute gehabt, das urbare Land anzubauen; und das ist ein Schade, sagt man ihm unten beim Gericht, für die Herrschast und den Kaiser. — Mein Lieber! Der Kaiser ist auch nur gut, so lange man ihm Steuer zahlt!

Früher war ja viel Gefinde da, beim Mijo. Aber alles ist ausgestorben und in diesem letzten Krieg, Gott weiß, wie, umgekommen. Nur er mit seinem Sohn ist geblieben. — Da sprengen sie die Strahe vom Banjaluta nach Jasje, und der Sohn zahlt's mit 'n Kopf! — Mit Respekt: seine Witwe verheiratet sich nach Lofware hinauf und nimmt ihren Wuben mit . . . Und so bleibt der arme Mijo zuletzt allein da wie ein Wfropfreis. —

Glaubst Du, er ist gutwillig von seinem Grund gewichen? Auf dem schon seine Eltern und Ahnen seit Menschengedenken in Erbpacht gewesen sind?

„Geh', Alter, pack zusammen!“ sagen die Gendarmen. — Er sitzt auf der Türschwelle, den Kopf zwischen den Fäusten, und redet nichts und starrt nur den Boden an.

„Geh', Alter, pack zusammen!“

„Ich will nicht!“ — Er fährt auf und reißt sich von ihnen los und fängt zu weinen an. — „So weit ist's“ fragt er. „Daß ich von meinem eigenen Lehn weg soll? Und die okulierten Bäume? Ge? Und das Obst? Das viele Obst? Wo ich, ich doch alles gezogen hab! Wem soll das jetzt verbleiben? Dem Desterreicher, dem Grenzer! Und mein Stole, mein Enfel, liebe Seele, wenn er groß wird, soll zu dem Desterreicher in Dienst gehn? — Das darf nicht sein!“

„Auf, Alter“, reden ihm die Gendarmen zu, „s' hilft alles nichts, Du mußt: im Namen des Gesezes. Von uns aus . . . immer kömtest Du hier bleiben. Aber das Gesez ist gegen Dich!“

„Hör' einmal, Herr Gendarm, laß mich doch noch ein, zwei, drei Jahre hier, bis mein Stole aufwächst. Ihr werdet seh'n, wenn das Frühjahr kommt, wird alles angebaut sein. Wir werden's aufackern, wir zwei, ich und Stole, für den gnädigen Herrn Kaiser und für die gnädige Herrschast. Glaub's mir, liebe Seele.“ Und der Alte hängt sich dem einen Gendarmen an den Hals und weint wieder. . . . Kann man das ertragen, wenn so ein alter Mann weint?

„Herr“, jammert er, laß nicht den Fluch auf mich fallen, daß ich meine Laufsterze ausgelöscht hätte; und meine Kindeskinde ohne

*) Der muselmanische Grundherr (Beg, Aga) bewirtschaftet sein Gut (Spahis) nicht selbst, sondern hat viele, oft Hunderte von christlichen Zinsbauern (Kmetovi) in Erbpacht darauf sitzen, die dem Staate das Beget, vom übrigbleibenden Bodenertrag der Grundherrschast ein Drittel abfließen müssen.

ein Haus und Heim zurückgelassen, bei diesen bösen Zeiten. Liebe Seele, soll meine ganze Familie ausgetilgt sein, mein Blut und mein Stamm? Gott segne Dich, goldener Herr Gendarm!

„Alter, wir können ja nichts dafür. Nimm doch Vernunft an! Das Gesetz will! Wer sind wir?“

„Aber, Jesus, was ist das für ein Gesetz, das den Leuten ihr Eigentum wegnimmt?“ schreit der arme Greis und fällt auf die Knie. „Meine gute Erde! Meine gute Mutter!“ Und schluchzt und krampt sich an den Boden. „Meine gute Mutter! Laßt mich wenigstens auf meiner Erde aufweinen! Wie viel Schweiß hab' ich schon auf sie vergossen! — Stole, liebe Seele: wir werden unser Recht suchen, wir werden bis Wien darum gehn. Ich find' schon die Tür zum Kaiser...!“

„Alter, hör' doch, in aller heiligen Name! Wenn Dein Stole erwachsen ist, kriegst Du Dein Lehn wieder; dafür wird das Gericht schon sorgen. Jetzt aber sieh auf und komm!“

„Nuz es wirklich sein?“
„Ja! Im Namen des Gesetzes! Halt uns nicht länger auf!
.. Da heißt's gehorcht!“

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

Im Pantheon. Der Ruhmestempel Frankreichs, in den Jolas Gebeine übergeführt werden sollen, hat trotz seines geringen Alters eine mannigfache Geschichte. Ein Gelübde, das Ludwig XV. während einer schweren Krankheit in Neß tat, wurde der Ausgangspunkt für die Errichtung der Kirche, die der Genoveva, der Schutzpatronin von Paris, geweiht war. Die Kirche Sainte-Genevieve, zu der der König im Jahre 1764 den Grundstein legte, wurde schon vor ihrer Vollendung von der Revolution dem Kulus entzogen und zum Pantheon bestimmt, in dem die „großen Männer“ Frankreichs ihre letzte Ehrenstätte finden sollten. Mirabeau war der erste, der im Pantheon beigesetzt wurde, und jener 4. April 1791 sah einen glänzenden Leichenzug und eine pomphafte Beisetzungsfeier. Aber Mirabeau sollte nur zwei Jahre in der Ruhmeshalle ruhen dürfen. Als Marie Joseph-Chénier Beisetzungsfeier Mirabeaus zu Ludwig XVI. herbeibrachte, setzte er beim Konvent die Ausweisung des Sarges durch und an seine Stelle zog der „ami du peuple“, Marat, in die Ehrenstätte Frankreichs. Es gab damals eine seltsame Zeremonie. An der Spitze des Maratschen Leichenzuges erschien ein Gerichtsbote des Konvents vor dem Tor des Pantheons und verlas feierlich die Ausweisungssakte. Ein Polizeikommissar überwachte die Ausführungen des Dekrets und dann verbrachte man in feierlichem Aufzuge den Sarg Marats in das Mittelschiff des Gebäudes. Schon vor Marat, als zweiten nach Mirabeau, hatte man Voltaire im Pantheon beigesetzt; zwölf weiße Pferde zogen damals den Wagen mit den Resten des Schriftstellers zur Ehrenstätte. Als dritter wurde der Kommandant Beurepaire, der sich im Augenblick der Uebergabe Verduns das Leben nahm, bestattet und als vierter Lepelletier de Saint-Fargeau, der ermordet wurde, weil er für den Tod des Königs gestimmt hatte. Als später die Königsmörder in Acht getan wurden, wurden die Reste Lepelletiers gleich denen Mirabeaus wieder aus dem Pantheon entfernt. Nach der Beisetzungsfeier Marats fand schließlich auch Rousseau im Pantheon seinen Ehrenplatz. Später erhob sich das Gerücht, daß man die Asche Marats aus dem Pantheon entfernt habe, aber es scheint, daß diese Annahme widerlegt worden ist. Dagegen gilt es als wahrscheinlich, daß während der Restauration die Gebeine Voltaires und Rousseaus entfernt und außerhalb von Paris in eine Grube geworfen wurden, wenngleich ihre Grabmäler im Pantheon noch heute stehen. Zur Zeit Napoleons häuften sich dann die Beisetzungen in der Ruhmeshalle, nicht weniger als 80 „große Franzosen“ wurden damals in der Nationalgruft bestattet. Unter ihnen befand sich auch der Marschall Lannes, um den jetzt gekritten wird, der Mathematiker la Grange und der Mediziner und Arzt Cabanis. Aber außer diesen wurden mehr als 80 Senatoren des Kaiserreiches im Pantheon beigesetzt, deren Namen heute längst vergessen sind und von denen niemand weiß, welche unselblichen Verdienste sie sich um ihr Heimatlant erworben haben. Auch unter Louis Philippe wurde eine Reihe von Persönlichkeiten im Pantheon bestattet, deren Taten die Nachwelt ohne Schaden vergessen hat, und La Rochefoucauld und Constant sind wohl die einzigen, deren Erinnerung fortlebt. 1828 wurde dann die Kirche dem Gottesdienst wieder eröffnet, 1830 wieder zum Pantheon erklärt. 1851 bis 1870 war sie wieder Kirche. Die Juliregierung hatte das Kreuz entfernen lassen, das später von Napoleon III. wieder ersetzt wurde, aber erst im Jahre 1885 beschloß die Kammer, die Kirche endgültig zum Pantheon zu erklären, und als erster nach diesem Entschluß wurde mit feierlichen Zeremonien Viktor Hugo beigesetzt. Seit ihm sind Marceau, Hoche, La Tour d'Auvergne, der Barrikadenkämpfer Vaudin, Präsident Carnot, und als letzter Verthelot beigesetzt worden.

Aus der Pflanzenwelt.

Die Schutzgifte der Zwiebelgewächse. Die Zwiebel- und Liliengewächse gehören zu den Charakterpflanzen der Steppen; ihre oberirdischen Teile sterben mit Eintritt der

Dürre ab, während die unterirdischen Zwiebeln und Knollen die ungünstige Jahreszeit überdauern. Sie müßten, schreibt „Prometheus“, hier aber ohne Zweifel den allein auf Pflanzenernährung angewiesenen zahlreichen Nagetieren der Steppe zur Beute fallen, wenn sie nicht durch Giftstoffe geschützt und vor der Ausrottung gesichert wären. Es ist darum sehr bezeichnend, daß gerade die Zwiebelgifte den Nagern ganz besonders schädlich sind. So wird aus der für die Felsensteppen charakteristischen Meerzwiebel (Scilla) das noch immer wirksamste Stattengift hergestellt, obwohl das Gift dieser Zwiebel in geringeren Dosen dem Menschen ungefährlich ist, und eben dieser relativen Unschädlichkeit verdankt die Meerzwiebel ihre weite Verbreitung und doch auch wiederum ihre häufige Verwendung zur Rattenvergiftung. Andere Zwiebelgewächse enthalten indessen Gifte, die für den Menschen durchaus nicht so relativ unschädlich sind, wie das Meerzwiebelgift (Scillitoxin). So ist das von Gerrard in unserer Gartentulpe festgestellte und Tulipin genannte Gift ein gefährliches Herzgift; das Gift einer indischen Liliacee (Gloriosa superba) tötet schon vom Magen aus in der geringen Dosis von 0,047 Gramm eine ausgewachsene Ratte, und auch die Zwiebel der Kaiserkrone (Fritillaria imperialis) ist als sehr scharf bekannt. Daß die Zwiebel unserer Herbstzeitlose giftig sei, weil sie sonst im Winter gefressen und vertilgt werden würde, zumal ihre Samen erst im Frühjahr reifen, hat schon Erasmus Darwin vermutet. Die Tatsache, daß in den Familien der Zwiebel- und Liliengewächse die spezifischen Herzgifte weit verbreitet sind, findet ihre Bestätigung auch darin, daß deren Knollen und Zwiebeln vielfach zur Vereitung von Pfeilgiften Verwendung finden. Ohne ein derartiges, heftig wirkendes Gift würden die Zwiebeln und Knollen der Liliaceen und Amarillideen als Speicherorgane für Stärke geradegu ein Lockmittel für das Heer der Nager sein.

Technisches.

Der Schall als Maschinenlenker. Die Romanschriftsteller, die sich die Schilderung der technischen Fortschritte kommender Tage zur Aufgabe gemacht hatten, sind heute in vielen Dingen bereits „bestätigt“ worden. Vor mehr als einem Jahrzehnt tauchte unter anderem auch der Gedanke der „akustischen Tür“ auf, d. h. einer Tür, die mit keinerlei Schlüssel oder sonstigem Werkzeug geöffnet werden kann, die aber auf ein gegen sie gesprochenes Wort den Durchlaß frei gibt. Ein immerhin vergleichbares Prinzip enthält ein Vorschlag des John Gardener in der „Electrical Review“ macht, nämlich Schallwellen zur Auslösung mechanischer Wirkungen in solchen Fällen zu verwenden, wo zwischen Aufgabe- und Empfangstation keine materielle Verbindung wie z. B. durch einen Leitungsdraht besteht, also etwa bei nautischen Signalen und ähnlichem. Es handelt sich also darum, durch Luftschwingungen dasselbe zu erreichen, was seit etwa acht Jahren auf dem Gebiete der lenkbaren Torpedos, der Fernsteuerung unbenannter Fahrzeuge usw. mittels elektrischer Wellen wiederholt ausgeführt und erst ganz kürzlich infolge der Branly'schen Versuche auch außerhalb der Fachkreise viel besprochen worden ist. Für solche Wirkungen des Schalles erscheint es von vornherein nötig, das zu erzielen, was bei der drahtlosen Telegraphie schon seit einiger Zeit zur Vermeidung von Störungen durch andere Stationen geschieht: Die Sende- und Empfangstationen müssen für elektrische Wellen von bestimmter Frequenz bezw. Wellenlänge zusammengestimmt werden, und ebenso muß die Empfangsstation für Schallwellen derart eingerichtet sein, daß sie nur auf einen bestimmten Ton anspricht. Man denke sich beispielsweise an der Verschalung eines Schiffes einen Vibrator in Form eines Stahlstreifens angebracht, der auf einen bestimmten Ton abgestimmt ist. Dieser Stahlstreifen wird natürlich an allen akustischen Impulsen teilnehmen, die ihn erreichen, aber nur der eine Ton, auf den er abgestimmt ist, wird durch Resonanz so verstärkt werden, daß es zur Auslösung der beabsichtigten Wirkung kommt. Der auf dem Vibrator aufliegende Stift eines Kohlenstiftmikrophons wird seinen Druck gegen den Stahlstreifen verändern, sobald dessen Eigentön anklingt, während bei anderen Tönen keine Druckänderung eintritt. Die Widerstandsänderung im Mikrophon, die durch die Veränderung des Drucks gegen den Vibrator verursacht wird, läßt sich nun in geeigneter Weise zur elektromagnetischen Betätigung einer mechanischen Vorrichtung verwenden. Man kann auf diese Weise Unterwasser-Signale von Schiff zu Schiff übermitteln oder mittels geeigneter Zwischenrichtungen verschiedene andere mechanische Wirkungen hervorbringen, Schiffschrauben anlassen, steuern und hemmen, wobei es genügt, den auslösenden Ton in einer Entfernung ganz leise gegen den Apparat zu singen. Die Vorrichtung gehört also direkt dem Befehl der menschlichen Stimme. Um Störungen hintanzuhalten, die durch das Vorhandensein interferierender Töne oder vieler störender Nebengeräusche an der Empfangsstelle sehr leicht eintreten können, kann man gleichzeitig mehrere Mikrophone zur Auslösung der mechanischen Wirkung einschalten, deren Stifte auf drei verschiedenen Vibratoren aufliegen. Sind diese z. B. auf die Noten e, e, g abgestimmt, so kann die betreffende maschinelle Wirkung nur dann eintreten, wenn alle drei Töne gleichzeitig die Empfangsstelle treffen. Damit ist ein recht guter Schutz gegen ein unfreiwilliges Inganggeraten des Apparats gegeben, das allerdings bei verschiedenen Verwendungsarten recht unliebsame Folgen haben könnte. —